

Telegramm-Adresse:
Volkszeitung Wiesbaden.

Wiesbadener Volksblatt

Fernruf in Wiesbaden: Redaktion 6030,
Verlag 638, in Oestrich 6, in Eltville 216.

Wiesbadener Volksblatt

Fernruf in Wiesbaden: Redaktion 6030,
Verlag 638, in Oestrich 6, in Eltville 216.

Freitag
6
November

Bezugspreis für das Vierteljahr 1 Mark 95 Bfg., für den Monat 65 Bfg., frei ins Haus; durch die Post für das Vierteljahr 2 Mark 37 Bfg., monatlich 77 Bfg., mit Bestellgeld. — **Anzeigenpreis:** 20 Bfg. für die kleine Zeile für auswärtsige Anzeigen 25 Bfg., Reklamezeile 1 Mk.; bei Wiederholungen wird entsprechender Nachlaß gewährt.

Hefredakteur: Dr. phil. Franz Seuche
Verantwortlich: für Inhalt und Redaktion: Dr. F. Seuche; für den anderen redaktionellen Teil Julius Griene-Weitzel; für Geschäftsliches und Anzeigen G. N. Dahmer (auch in Wiesbaden, Hochendstraße 100, Verlag von Hermann Rauch in Wiesbaden).

32. Jahrgang.

Kriegsglück

Wo sind die Menschlichen und die Zweifler, wo sind die Schwarzseher, die angesichts dieser Thatfachen noch mit ängstlicher Miene umhergehen zu müssen glauben? Die Sorgen um die Zukunft können wir England, Frankreich und Rußland überlassen. Wir aber haben alle Veranlassung, mit dem unzähligen Vertrauen, dabei mit Ernst und Entschlossenheit in die Zukunft zu blicken. Die Ereignisse des letzten Vierteljahres geben und Veranlassung, mit großen Hoff-

nungen in die Zukunft zu blicken. Und das alles verdanken wir unseren tapferen Krieger, die seit mehr als einem Vierteljahr den Feinden die Bruch darboten. Ihrer jetzt schon in ansehnlicher Zahl herannahenden Weihnachtsfestes zu gedenken, sollte der Dank der Zurückgebliebenen sein.

Großes Hauptquartier, 5. Nov., 2 Uhr nachmittags (amtlich). Gestern unternahmen die Belgier, unterstützt von Engländern und Franzosen, einen Anfall über Menport, zwischen Ypern und dem Ueberschwemmungsgebiet. Sie wurden mißthet abgewiesen.

Bei Hjern und südwestlich Lille, sowie südlich Berru au
 Vac, in den Argonnen und den Vogesen schritten unsere An-
 griffe vorwärts.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz hat sich nichts Wesent-
liches ereignet.

Ernste englische Klagen

London, 3. Nov. Die „Daily Mail“ schreibt: Die bittere Tatsache besteht, daß alle Landstreitkräfte der Verbündeten weitaus unzulänglich sind, um die Deutschen aus Belgien heranzutreiben und Ostende wieder zu nehmen, sie aus der Küste-Linie herauszuwerfen, wo sie immer noch 60 Meilen von Paris liegen, sowie ihren Rückzug von polnischem Boden zu erzwingen. Der Geschwindonner des deutschen Geschwaders wird an der englischen Küste gehört. Das Erscheinen der Türkei im Felde als Verbündeter Deutschlands enthält neue Gefahren für das Britenreich. Größere Anstrengungen sind nötig; selbst Aitheners Million könnte sich als unzureichend erweisen. Das Blatt beklagt sodann die Verzögerung, die verhindert, daß das Britenvolk die Notwendigkeit weiterer Anstrengungen erkenne. Das Prinzip des freiwilligen Dienstes sei unter diesen Umständen unhaltbar. Die Regierung müsse das Volk die Wahrheit über den Krieg wissen lassen oder die allgemeine Wehrpflicht werde bald unvermeidlich sein.

Die Engländer in Islandern

Amsterdam, 5. Nov. „Daily Mail“ meldet aus Casais: Das britische Heer hat eine schwere Brüstung durchgemacht. An einigen Stellen sind die Truppen auf ein Viertel vermindert. Es scheint, daß die Deutschen gern die heftigsten Angriffe auf uns konzentriren. Als wir in der Gegend von Mouffelaer (Moulers) drei Tage lang in Marschordnung weitergezogen waren, während die Franzosen die Deutschen in Lüle besaßten, und auf dem linken Flügel am Fleuier die Belgier, durch die Franzosen unterstützt, in der Gegend von Dirmuiden operierten, wurde plötzlich der Schwerpunkt der Schlacht von Neuport nach Osnen verlegt. Im Mitternacht zogen die Engländer immer in Ordnung weiter. Der Feind schien schwach und müßlos und die Engländer dachten nicht daran, sich Laufgräben im Rücken zu graben. Aber gerade als unsere Kavallerie im Felde ankam, wurde ein mächtiges Feuer auf sie eröffnet. Die zweite und vielleicht erstere Hälfte der Schlacht wüthete nördlich von Osnen ab, bei Dirmuiden. Hier unternahm deutsche Infanterie, von lawachen Geschützen unterstützt, einen Bajonettenangriff. Unsere Truppen leisteten tapferen Widerstand, erlitten aber große Verluste. Auf dem rechten Flügel wurde unsere Infanterie zuerst auf Weffines vertrieben, wo die Bayern trotz der heftigsten Angriffe unserer Artillerie den ganzen Tag über blieben.

Feuersbrunst in Antwerpen

Berlin, 5. Nov. Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ meldet aus Antwerpen: Die Benzol- und Naphtthalager der amerikanischen Aktiengesellschaft, die in der Nähe der übrigen Petroleumlager liegen, stehen seit gestern früh in Flammen. Wegen des Brandes der Petroleumlagers haben etwa 15,000 Einwohner die Stadt verlassen aus Furcht vor Strafmaßnahmen gegen die Stadt.

Die Beschreibung der englischen Klöste

Kopenhagen, 5. Nov. Der Kapitän eines in Lowestoft eingelaufenen Dampfers erzählt, daß er nachts schießen hörte. Bei Tagesanbruch sah er die deutschen Kriegsschiffe, die er zunächst für britische hielt. Nach zehn Minuten verschwanden die Schiffe. Auf dem Weg nach Lowestoft sah er vier Torpedobögel, die in voller Kraft in der Richtung der deutschen Schiffe fuhren. Ein anderer Kapitän erzählt, er sah ein britisches Unterseeboot plötzlich erst mit dem Heck, dann mit dem Vorderteil über das Wasser sich erheben. Darauf verlor es allmählich und verschwand in den Wellen. Eine weitere Londoner Meldung besagt, die deutschen Schiffe seien nur zehn Meilen von der englischen Küste entfernt gewesen, als sie den „Halcyon“ beschossen. „Halcyon“ entkam nur mit der größten Not.

Verluste der englischen Flotte

Genf, 5. Nov. Pariser Nachrichten besagen, daß gelegentlich der Beschießung der englischen Flotte vor Neapel deutsche Geschütze drei Kreuzer schwerer beschädigten, als anfänglich geglaubt wurde. Man befürchtet, daß die Kriegsgeschütze unbrauchbar seien, doch handle es sich nur um „Galcon“, „Drilliant“ und „Rinaldo“, Kreuzer von höchstens 3600 Tonnen in älterem Typ.

Zoffrès Auskunfft

Aus Genf wird dem „Berl. Lokalan.“ berichtet: Die an mehreren Hauptpunkten errungenen deutschen Erfolge veranlaßten eine allgemeine gebaltene Anfrage des Großfürsten Nikolaus an Joffe, welcher antwortete: „Salamlage gut, die Verbündeten dürfen baldige günstige Entscheidung erhoffen.“ In Brüssel ist man nach demselben Telegramm in Frankreich weniger optimistisch. Die Blätter lenken die Aufmerksamkeit auf einen möglicherweise neu geplanten deutschen Weg zur Küste über St. Omar. Sie betonen ferner die stetete Bedrängung der französischen Stellungen westlich und südwestlich Lille, vornehmlich bei Lens, wo die Deutschen geseht eine erfolgreiche Offensive eröffnen.

Der Krieg im Orient

Türkische Erfolge

Konstantinopel, 5. Nov. Amtlicher Bericht aus dem Großen Hauptquartier: Die Russen begannen ihre Stellungen nahe der Grenze zu besetzen, wurden jedoch aus den Gebieten von Karakissa und Iskhan vollständig zurückgeworfen. Die Stimmung und Ausbildung unserer Truppen ist ausgezeichnet.

Nach späteren Meldungen nahmen an der Beschießung des Dardanelleneinganges die englischen Kriegsschiffe „Inflexible“, „Indefatigable“, „Gloucester“ und „Defence“, ferner eines der französischen Panzerschiffe „République“ oder „Doudet“ sowie zwei französische Kreuzer und acht Torpedoboote teil. Sie gaben 240 Schüsse ab; es gelang ihnen jedoch nicht, irgend einen bedeutenderen Schaden zu verursachen. Unsere Forts gaben dann nur zehn Schüsse ab, von denen einer ein englisches Panzerschiff traf, worauf eine Explosion entstand.

In Aivalik in Kleinasien wurde ein englischer Dampfer zum Sinken gebracht, nachdem die Besatzung und die Ladung gelandet war. Die Besatzung des russischen Dampfers „Korolewa Olga“, die hier verhaftet wurde, ist zu Kriegsgefangenen gemacht worden.

England erklärt den Kriegszustand

London, 5. Nov. Eine Sonderausgabe der „London Gazette“ enthält die förmliche Erklärung, daß der Kriegszustand mit der Türkei besteht.

Reise des türkischen Botschafters in London

London, 5. Nov. Der türkische Botschafter ist mit seinem Personal heute morgen von der Londoner Station Clearing Creek nach Billingen abgereist. Grev ließ sich durch seinen Sekretär bei der Verabschiedung vertreten.

Bei Smyrna

Mailand, 5. Nov. Nach einer Londoner Meldung sind 70 000 Mann türkischer Truppen zwei Stunden von Smyrna zusammengezogen und die Befestigungen, die 7 Kilometer von der Küste entfernt liegen, verstärkt worden.

Die Türkei und Rußland

Verlin, 5. Nov. Entgegen allerlei Gerüchten und tendenziösen Nachrichten wird von amtlicher türkischer Seite mitgetheilt, daß von einer nachgiebigen Haltung der türkischen Diplomatie in den letzten Verhandlungen mit Rußland nicht die Rede sein könne. Die Pforte habe erklärt, Rußland sei selbst schuld daran, daß seine Schiffe in den Grund gehohlet und die Festungen am Schwarzen Meer belassen worden seien, und habe die Bestrafung des Kommandanten der russischen Flotte als Genugthuung verlangt. Darauf wurden die Beziehungen abgebrochen.

Der türkische Einmarsch in Aegypten

Konstantinopel, 5. Nov. Nach dem „Ladivir“
Esfar“ haben die türkischen Truppen, die zusammen mit
2000 Beduinen die ägyptische Grenze überschritten,
ihre Angriffe an verschiedenen von den Engländern
besetzten Punkten begonnen. Die Beduinen haben einige
Stellungen angegriffen und beunruhigen diese nun unange-
seht, wodurch die Operationen der türkischen Truppen erleich-
tert werden. Ihr letzter Angriff hatte den Erfolg, daß die
Engländer aus Bei Sabbah bei Rachel auf der Sinaihal-
binsel vertrieben wurden. Der Platz wurde danach von
den Türken besetzt.

Die Mahanen auf dem Marjeh?

Wien, 5. Nov. Die „Südslawische Korrespondenz“ meldet aus Konstantinopel: Wie die über Berlin hier eingetroffene bedeutende afghanische Zeitung „Straßal-Absari“ berichtet, hat der Emir von Afghanistan eine Armee von 170,000 Mann, mit 135 Geschützen unter Führung seines Sohnes, des Emirs Bahadur Khan, an die englische Grenze vormalshieren lassen. Die von Serat nach Kaskh führende Eisenbahn sei zerstört worden, um den englischen Aufmarsch zu hindern. Eine Anzahl von Kriegern indischer Grenztruppe habe sich dem Herrn Bahadur Khans angeschlossen. An der Grenze herrsche volle Revolution gegen England. Die englischen Beamten seien angegriffen und einige von ihnen getödtet worden.

Weitere Erfolge unserer Verbündeten

Wien, 5. Nov. Künstlich wird bekannt gegeben: Auch gestern verliefen die Operationen auf dem nördlichen Kriegsschauplatz planmäßig und ungehindert vom Feinde. Südlich von der Mielola-Mündung warfen unsere Truppen den Gegner, der sich auf dem westlichen San-Ilfer festgesetzt hatte, aus allen Stellungen, machten über 1000 Gefangene und erbeuteten Maschinen-
gewehre. Ebenso vermochte auch der Feind im Struj-Tale unseren Angriffen nicht standzuhalten. Hier wurden 500 Russen gefangen genommen, eine Maschinengewehrabteilung und sonstiges Kriegsmaterial erbeutet.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:
v. Söfer, Generalmajor.

Boatmen in Pembro

Ein Wiener Blatt meldet: Aus Warschau eingetroffene Reisende wissen von großer Pogroms zu berichten, die in den letzten Tagen in Lemberg stattgefunden haben sollen. Danach wurden hundert angegebene jüdische Bürger von russischen Soldaten ermordet und viele andere schwer verwundet. Der polnische rabbinische Ratskassabearbeitete Richter wurde, als er eingekerkert wurde, verurteilt, verhaftet und soll nach Sibirien verschleppt worden sein.

Der Burenaufstand in Südafrika

Berlin, 5. Nov. Ein Vertreter der „Continental Times“ hatte Gelegenheit, mit General Pearson, dem Generalquartiermeister der Buren während ihres Kampfes gegen England, über die Lage in Südafrika zu sprechen. General Pearson sagte u. a.: „Ich kann zwischen den Zeilen der englischen Berichte lesen und ich weiß, daß die Dinge sehr viel schlechter für die Engländer stehen, als öffentlich bekannt wird. Jeder Bürger wird den Burenkommandanten, den die Welt, Buren und allen meinen anderen tapferen Kameraden, folgen. Ganz Südafrika wird die verhasste englische Herrschaft abwerfen. Eine provisorische Regierung ist schon eingesetzt. Es ist bezeichnend für die Lage, daß ihr Sitz nicht irgend ein unbedeutender Platz ist, sondern Heilbronn, das an der Bahn gelegen ist und von Bloemfontein wie von Johannesburg leicht erreicht werden kann. Das ist ein Beweis dafür, daß die Aufständischen nicht die geringste Befürchtung für den Erfolg ihrer Sache hegen.“

Sir John French verunglückt

Ein aus Holland nach Berlin zurückgekehrter Journalist berichtet, daß nach zuverlässigen Meldungen der Oberkommandierende der englischen Armee in Frankreich, Feldmarschall French, vor einiger Zeit bei einem Automobilunfall schwer verunglückt und zurzeit noch an der persönlichen Ausübung des Oberkommandos verhindert ist.

Rückkehr katholischer Ordensleute nach Belgien

Gent, 4. Nov. Die katholischen Schwestern von Marie und die Patres des Dominikanerklosters sind auf Einladung der belgischen Behörden nach Löwen zurückgekehrt. Sie befinden sich jetzt in Sicherheit.

Die Belgier und ihre englischen „Besieger“

Bei den letzten Verwundetentransporten, die den Rhein hinauf kamen, befanden sich auch verwundete Belgier aus den Gefechten in Westflandern. Diese gaben der Oberin eines großen Lazarettos am Rhein, Frau Dr. W., einer geborenen Holländerin, Gelegenheit zu einer Reihe von wichtigen Feststellungen, durch welche das traurige Verhältnis der belgischen Soldaten zu ihren englischen „Besiegern“ in graufiger Weise beleuchtet wird. Die Oberin schreibt: Borgefährten kam auf dem Bahnhof, als ich gerade da war, ein Transport Verwundeter an. Ich sprach natürlich mit den Leuten. Noch nie in dem ganzen Kriege, sagten sie, sei so blutig gefochten worden. Es muß ganz entsetzlich gewesen sein. Aber alle sagten, wir kämen voran. Auf beiden Seiten wird wie rasend gekämpft. Ach und die armen Belgier! Bei dem Transport waren auch belgische Verwundete. Ein Mann von 19 Jahren wurde von mir verbunden und einer von 35 Jahren blieb in unserem Lazarett. Er versteht weder Deutsch noch Französisch, nur Flämisch. Deshalb sprach ich holländisch mit ihm. Sofort sagte er: „Traueren zu mir.“ Ich fragte ihn zunächst nach Frau und Kindern und langsam ging ich dann weiter. Da erzählte der Mann furchtbare Dinge. Die Engländer, sagte er, haben das Oberkommando und niemand hat mehr das Recht, etwas zu sagen. Die armen Belgier haben vor sich den Feind und hinter sich die Engländer, und von beiden werden sie bedrückt. Wenn die Belgier zurück wollen, weil sie nicht mehr vorwärts können, werden sie einfach durch die Engländer niedergeschlagen. Sie werden haufenweise bis an die Schützengräben der Deutschen gedrängt, wo sie von deren Seitengewehren empfangen werden. Sie müssen fliehen, ob es geht oder nicht. In vierzehn Tagen, so meinte der Mann, wird kein belgischer Soldat mehr da sein, da sie dann gefallen oder ermordet sind. Vier Belgier bekommen zusammen ein Brot, während die Engländer ihre guten Vorräte: Champagner, Schokolade, Kaffee, Konserven allein essen und sich sogar dabei betrinken. — Frau Dr. W. hat, wie die „Frankf. Ztg.“ zu melden weiß, von dieser Unterredung vor Zeugen ein Protokoll in flämischer Sprache aufnehmen lassen.

Die Lille dreimal eingenommen wurde

Lille, eine der reichsten und lebhaftesten Städte Nordfrankreichs, mußte die Schrecken des Krieges reichlich durchkosten. Dreimal wurde die Stadt von den deutschen Truppen eingenommen und zweimal richteten die deutschen Kanonen ihre Mündungen gegen die Stadt.

Am 16. August morgens erschien ein deutscher Parlamentär vor der Stadt, um mit den städtischen Behörden über den Einmarsch der Deutschen zu verhandeln. Der Parlamentär kündigte für den nächsten Morgen die Ankunft eines großen deutschen Truppenkorps an und nach längerem Verhandeln einigte man sich auf eine Kriegentschädigung von 20 Millionen Francs. 10 Millionen waren für Lille, die anderen 10 Millionen für Roubaix und Tourcoing bestimmt. Der Parlamentär grüßte und wurde von 4 Stadtsoldaten zu den Toren der Stadt begleitet.

Am 18. August zogen die Deutschen mit klingendem Spiel in die Stadt ein und blieben dort 18 Tage. Die betroffenen Lüberkommen wurden von beiden Seiten gehalten und überall

Nach der Schlacht

Ein Offizier stellt der „Süddeutschen Zeit.“ den nachstehenden Beitrag zur Verfügung, der geeignet ist, mit so manchen falschen Anschauungen über die unsere Krieger draußen im Felde nach einer Schlacht befehlende Stimmung aufzuräumen. Der Offizier schreibt:

Kurz nach meinem Rücktransport in die Heimat bekam ich im Lazarett eines Nachmittags den Besuch einer Dame, von der ich wußte, daß sie ab und zu im geheimen ein Gedicht verbrachte. Nachdem ich ausführlich alles hatte beschreiben müssen, was ich in den Kämpfen an der belgisch-französischen Grenze, an der Maas und bei dem harten Ringen in den Argonnen und bei Verdun gesehen und erlebt hatte, tippte ich auch auf ihre heimliche Schwäche, die Dürst. Da zog sie nach einigen Umschlingungen ein hochmodernes, am Rande ausgefranztes Stück Büttenpapier aus dem vergrauten Handtäschchen und sagte: „Das ist mein neuestes Gedicht. Sie dürfen es lesen.“ Ich las. Das Gedicht hatte die Überschrift: „Nach der Schlacht.“ Ich habe viel von tausenden Siegesfanfaren, von einem brausenden Lied aus tausend rauen Männerkehlen, viel von totem Jubel und heiliger Begeisterung. „Sehr schön“, sagte ich. „Aber Ihr Gedicht hat einen Fehler.“ „So?“ „Ja, einen großen Fehler. Es liest sich sehr gut, aber was drinnen steht, ist — nicht wahr.“ Ich habe die literaturliebende Dame dann aufgeklärt, und sie hat mir, als ich damit fertig war, mein hartes Urteil nicht übel genommen. Im Gegenteil: Ich bekam am anderen Tag einen reizenden Blumenstrauß und ein halbes Bündel Biskotten.

Wir unterhalten in unserem Zimmer ein kleines Zeitungslager, denn mit was soll man die langen Tage im Lazarett anders ausfüllen als mit Lesen? Wieviele Gedichte habe ich da schon lesen müssen, die in immer verschiedenen Tonarten immer das gleiche verkündeten: den Jubel auf dem Schlachtfeld nach der Schlacht. Ich habe nie etwas davon gemerkt. Im Gegenteil: nie ist mein Zug stiller einhermarschiert als nach der ersten gewonnenen Schlacht. Wir hatten vom Tag vorher einen scharfen Marsch hinter uns und nur zwei Stunden geschlafen. In aller Stille, als noch der Nebel weiß durch die Täler bei A. wallte, waren wir ins Gefecht getreten, in einen Eisenberg von französischen Schrapnells und Granaten hinein, wie ich ihn später nur mehr bei Verdun gesehen habe. Jetzt, als nur noch in weiter Ferne die verfolgende Artillerie donnerte und der Abend zu dümmern begann, kam die Erleichterung. Die Leute warfen sich in das feuchte Gras und schliefen — schliefen. Unsere Feldküchen waren ins Granatfeuer gekommen und standen, weiß Gott, wo. Jedenfalls bekamen wir nichts zu essen. Wasser war auch nicht da. Zum Ueberflus waren wir auch noch im Laufe des Gefechts mit einem anderen Korps vermischt worden. Weiter hatte eine Abnana wo unser Korps sich befand. Endlich erwachten wir einen Ludwigsburger Mann, der uns Bescheid geben konnte. Mitten in der Nacht machte ich unsere Kompanie auf den Marsch. Nach einer guten Stunde

herrschte vollkommene Ruhe und Ordnung. Der Bürgermeister übte weiter die Stadtverwaltung aus, die Polizei verließ den Sicherheitsdienst wie sonst und die Cafés durften geöffnet bleiben wie bisher. Die Bevölkerung begegnete den Deutschen mit Achtung. Diese führten sich mäßig und bezahlten selbst den kleinsten Einkauf in bar. Die deutschen Offiziere grüßten stets beim Betreten eines Cafés die anwesenden Gäste. Nur ein Zwischenfall ereignete sich. Eine Riller Zeitung, die „Trois“, unternahm einen Ausfall gegen die Deutschen und wurde dafür mit einer Geldstrafe von 350 000 Francs belegt. Die Strafe wurde übrigens am folgenden Tage prompt bezahlt. Von der Kriegentschädigung wurden 6,7 Millionen bar bezahlt, für den Rest wurde ein Guthaben ausgestellt.

Nach einigen Tagen marschierten die deutschen Truppen, es sollen nach französischen Berichten 30 000 Mann gewesen sein, wieder ab und nur 300 Mann blieben als Besatzung zurück. Am 6. September tobte der Kampf nahe der Stadt, und dadurch ermutigt, wurde ein Angriff auf die deutsche Besatzung unternommen; die Folge war eine Belagerung der Stadt, die schreckliche Verheerungen anrichtete. Tag und Nacht fielen ohne Unterbrechung die Geschosse der Deutschen in die Stadt, dünkende von Häusern gingen in Flammen auf, ganze Stadtviertel wurden zerstört. Neue Verhandlungen folgten und die Deutschen zogen zum zweitenmale in die Stadt ein. Hatten die Deutschen erst mit Güte regiert, so herrschte jetzt militärische Strenge. Jede persönliche Verbindung mit der Außenwelt hatte aufgehört, und als das unterirdische Pariser Kabel aufgefunden wurde, hatte auch die Verbindung mit der Hauptstadt aufgehört.

Am 10. Oktober wurde eine deutsche Radfahrtruppe auf offener Straße beschossen. Die Deutschen verließen die Stadt und nahmen den Bürgermeister und einen Gemeinderat als Geisel mit. Fünf Minuten später fielen die ersten Granaten in die Stadt, das zweite Bombardement nahm seinen Anfang mit dem Erfolg, daß nach einigen Tagen die deutschen Truppen zum dritten Male mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in die Stadt einzogen, während eine deutsche Taube über der Stadt in den Lüften ihre Kreise zog.

Ypern, der Hauptkampflplatz in Flandern

Am Ypern in Flandern dreht sich in letzter Zeit der wütende Kampf zwischen dem unsrigen und dem französisch-englisch-belgischen Heere.

Ypern liegt nordwestlich von Lille, der großen nordfranzösischen Stadt in einer fruchtbaren Ebene, die unweit der Stadt in ein sanftes Hügelgeland übergeht und hat seinen Namen von dem jetzt überwundenen Fährden Yperle.

Ypern schließt heute in verdorbenem Ruhe im hohen Alter. Nie hätte man gedacht, daß die kleine Stadt (17 400 Einwohner zählt sie) die heftigsten Gefechte in unserer erbitterten Zeit erleben sollte.

Denkung ist sie seit 1855 nicht mehr. Die Werke wurden geschleift und schöne Boulevards traten an ihre Stelle. Schon im 10. Jahrhundert hatte Ypern ein festes Schloß der Grafen von Flandern.

Durch Tuchweberei blühte Ypern so auf, daß um 1247 die Stadt die für damalige Verhältnisse unglaubliche hohe Zahl von 200 000 Einwohnern gehabt hat.

Viertausend Weibhändler liefen. Und die Märkte von Ypern lockten einen mächtigen Zustrom fremder Kaufleute heran. In dieser Blüte liegt der Reichtum ins Ungemessene. Die Zeugen dieser hohen, herrlichen Zeit sind die wunderbaren Baubemäler, die heute noch stehen: Die weltbekannten Tuchhallen, die Kathedrale, die frühgotische St. Peterkirche.

Doch war das Volk zu Neuerungen geneigt und machte häufig blutige Aufstände. Die große Pest, der schwarze Tod von 1347, tat das übrige.

Die Bevölkerung, das Gewerbe sanken außerordentlich. Die lieben Bundesbrüder von heute, die Engländer, sicherten im Bunde mit den auf Ypern Reichum neidischen Gentern die Vorstädte ein, und 1383 schon wanderten die letzten Weber aus. Vielsach, wie es heute so mancher Belgier tut, nach England, zum Weben der dann stolz erblühenden englischen Tuchindustrie. Religionskriege und die Soldaten des Herzogs Alba gaben den Rest und Ypern zählte damals bloß 5000 Einwohner. Tann wurde es eine lange Zeit französisch, bis es im Anfang des 18. Jahrhunderts an die damals österreichischen Niederlande kam.

Die Revolution machte Ypern wieder französisch bis zum Jahre 1814. Einen schmalen Kanal überbrückt die Eisenbahnbrücke. Das Bahnhofgebäude liegt vor einem geräumigen, baumbestandenen Platz, in dessen Hintergrund das gewaltige Rechteck einer Infanteriekaserne sich aufbaut.

Kaum und Leere, das ist das Merkmal des heutigen Ypern. Das alte hatte nicht viel Platz. Heute gibt es dort breite Straßen und weite Plätze. Unter denen ist der größte die Blaine d'Amour, die unweit der Grand Place liegt. Dort sind die sogenannten Gassen. Sie dienen zur Auffrischung, zum Verkauf und zur Prägung der Waren. Es sind die schönsten unter allen Tuchhallen des weberstehenden alten Flandern.

„Es gibt auf der Welt keinen gewaltigeren Bau dieser

höhen vor uns graben und schaukeln. „Der Württemberger!“ scholl es auf unsere Frage zurück.

Wir meldeten uns beim nächsten Führer. „Großartig, daß Sie noch kommen. Sie können sich hier gleich eingeben. Aber gehörig — bis an die Zähne. Zum Tagesanbruch bekommen wir jedenfalls schwere französische Granaten als Frühstück.“ Unsere Mannschaften waren total erschöpft, aber sofort begannen sie zu graben. Der Boden war feinst. Die Schanzzeuge flirrten die ganze Nacht. Wahrhaftig! Unsere Kerls taten ihre Pflicht. Ohne einen Pfennig Brot im Magen, frierend in dem Wind, der heulend über die Hochfläche piffte, ohne ein einziges unzufriedenes Wort, arbeiteten sie die ganze Nacht. Als der Morgen graute, war der Schützengraben fertig. Sie fielen wortlos in den Graben und wollten nichts als schlafen, schlafen.

Die Franzosen hatten es doch vorgezogen, in der Dunkelheit noch zu verschwinden. Die erwarteten Granaten kamen nicht, nur vereinzelte Schrapnellwolken hauchten sich träge in der Luft. Darauf achtete aber kein Mensch mehr. Und dann kam das Schreckliche. Unsere Leute waren allmählich müder geworden. Da unsere Feldküche noch nicht eingetroffen war, lockten sie sich in den hochgehenden Kartoffeln, die es auf den Feldern massenhaft gab. Sie erzählten sich gegenseitig ihre Gedanken von gestern, neckten und schickelten einander wie gewöhnlich und rauchten belgische Zigaretten wie die Soldaten. Da kam der Befehl: das Schlachtfeld aufräumen, die Toten beerdigen. Jede Kompanie bekam den Gefechtsstreifen zugewiesen, in dem sie gestern gekämpft hatte. Die Gewehre wurden umgehängt, die Rügen aufgelegt und große Haufen und Schaulen auf die Schulter genommen. In leichten Schanzlinien betreten wir das Schlachtfeld. Hier, an dieser Stelle, war ich gestern früh um 5 Uhr mit meinem Auge ins Feuergefecht getreten. Hier lag auch schon der erste Tote, zusammengekrümmt, die Hände ins Gras gedrückt — ein Krut von mir, den ich im letzten Winter ausgebildet hatte. Weiter. In diesem Straßengraben, hinter diesem Baum, den eine Granate in der Mitte des Stammes wie abgepflegt hatte, hatte ich später gelegen. Herrgott, dachte ich, es hätte sehr gut passieren können, daß man mich jetzt hier auch auflesen könnte. Denn gerade an dieser Stelle waren wir ein paar Infanteriegeschosse haarscharf an den Ohren vorbeigeschossen. Etwas nachdenklich, zündete ich mir eine neue Zigarette an. „Na ja“, sagte ich mir und ging weiter, zu der Stellung vor, wo uns die französische Artillerie von zwei Seiten gepöckelt hatte. Hier lagen schon mehr. Von überallher kamen meine Leute und trugen die Toten in Selbstbahnen auf den bezeichneten Platz. Hier stand ein Unteroffizier und nahm jedem Gefallenen die Erkennungsmarke, Weiß, Uhr und Briefschaften ab. Das Geld, das er in der Tasche trug, auch Briefe und Wertpapiere, kamen in den Brustbeutel, die Erkennungsmarke wurde um diesen herumgeschlungen, so daß es ein kleines Päckchen gab. Die Päckchen häuften sich. Da brachten sie auch einen Kameraden von mir, einen jungen Leutnant, die Brust vom Beginn des Gefechtes hatten wir noch zusammen meine Feldflasche abgesetzt und lustig geplaudert. Das

Act, der so reich in seiner Einfachheit und so elegant in seiner Symmetrie wäre“, urteilt der große Kenner flandrischer Kunst M. Rooses. Graf Balduin von Flandern legte um 1200 den Grundstein. 1304 war das Werk vollendet. Drei von Edifikationen flankierte frühgotische Fassaden hat der Hauptbau, die Halle des Traversiers, die Tuchhallen. Das Erdgeschoß tut sich auf in einer weiten, kräftig gebasteten Vorkasse. Ein hoher Binnenzug läuft das Dach. Mächtig überragt den Bau der Westfried. In der Mitte der Hauptfassade steht der Turm mit seinen Edifikationen 70 Meter hoch.

An der Ostseite erhebt sich der glockige Renaissancebau des Jan Spornmann, an den sich der unscheinbare Einbau des Rathhauses anschließt. Die Tuchhallen sind der beste Beweis für die stolze Faserfreude und den feinen Schöngeschmack, für die strotzende Kraft des mittelalterlichen Bürgers. Der heutige Schmutz in den Nischen, die Standbilder der flandrischen Grafen und berühmter Bürger der Stadt, ist aus unserer Zeit. Die Franzosen hatten 1793 die Figuren zerschmettert. Die unglückliche Stadt leidet nun auch jetzt unter den nämlichen Völkern, den Franzosen und den Engländern, die sie schon früher arg mißgenommen hatten. In den Brunnen im Innern flanden schöne Gemälde moderner belgischer Meister von der Geschichte der Stadt und des Landes, darunter die Beschreibung des großen Sterbens von 1347.

St. Martin, die Kirche des Bischofs des Bistums Ypern, das 1801 endete, ist ganz nahe an den Hallen in dem reichsten gotischen Stile Flanderns aufgebaut. Der Turm ist unvollendet. Jedem wird wohl das reiche und würdige Seitenportal des 14. Jahrhunderts gefallen, ferner das wunderbare vielschichtige Radfenster und der herrliche Giebel. Das Innere enttäuscht die Erwartungen nicht, die man nach der Betrachtung des Äußeren berechtigt ist zu stellen. Zumal der Chor birgt manchen Schatz.

Es gibt noch manch altes Kunst- und Bürgerhaus in Ypern, das eines näheren Besuches wert wäre. Ich erwähne nur noch die Fleischhalle, die teilweise aus dem 18. Jahrhundert stammt, und das Belle-Gasthuis, ein Altfrauenheim, schon 1279 gegründet und damit ein Beweis für den früh erwachten Wohlstand und Gemeinwohl der alten Yperner. Einer der dankbaren Wägen bleibt der an der Waage entlang, dem gefüllten Wassergraben, der an den alten geschweiften Bastionen entlang geht. Die Bäume hier rauschen und erzählen von den Klängen der reichen herrlichen Tage der Vergangenheit. Von denen erzählen auch die hübschen Fassaden der mittelalterlichen Bürgerhäuser. Ein gutes Stück Mittelalter spielt sich so in Ypern ab, nicht allein in der Welt der Baukunst, sondern auch in den Büchern- und Archivalien der Stadt, sowie in dem reichhaltigen Museum, das durch die Sammlung von Folterwerkzeugen berühmt geworden ist.

Das Museum spricht für sich ein drittes Kapitel von der Strenge der alten Gerichtsbarkeit, die der heutigen des harten Weltkrieges wenig nachgibt.

Bulgarien bleibt neutral

Sofia, 5. Nov. Die Leiter der Oppositionsparteien sind heute von Moskau empfangen worden, der ihnen die Lage Bulgariens unter den gegenwärtigen Umständen auseinandergesetzt. Am Schluß des Interviews hatten die Leiter eine Versicherung, nach der sie der Presse mitteilen, daß nach den Erklärungen Moskaus Bulgarien in der gegenwärtigen Lage entschlossen ist, die Haltung strenger Neutralität zu bewahren.

Die Kämpfe um Tlingtan

London, 5. Nov. Eine amtliche Meldung aus Tokio besagt: Man glaubt, daß sich der österreichische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“ auf der Meeres von Tlingtan selbst in die Luft gesprengt hat. Das Schwimmdock ist ebenfalls vernichtet. Die Beschießung dauert fort. — Die Meldung ist von Reuters. Man darf ihr deshalb einstweilen mit Mißtrauen begegnen.

Auf der Jagd nach der „Emden“

Das „Berl. Tagebl.“ meldet aus Bonn: Der in Moskau eingetroffene Dampfer „Roma“ begegnete bei Wien einem englischen Gejagdwort, das auf die „Emden“ Jagd machen soll. Die „Emden“ habe eben wieder zwei Dampfer versenkt, nachdem sie ihnen Lebensmittel und Kohlen entnommen hatte.

Die französischen Verluste

Die französischen Zeitungen dürfen die Listen der vor dem Feinde gefallenen französischen Offiziere nicht mehr veröffentlichen. Mannschaftenverlusten werden in Frankreich und Ausland bekanntlich überhaupt nicht veröffentlicht. Das tun nur die deutschen „Barbaren“!

Eroberungsgelder

Berlin, 5. Nov. Eine kaiserliche Kabinettsorder genehmigt, daß für die im gegenwärtigen Kriege von den Truppen der preussischen Armee und den in sie aufgenommenen Kontingenten eroberten Feldzeichen, Maschinengewehre und Geschütze Eroberungsgelder an die Truppen gezahlt werden und zwar erhält für jedes feindliche Feldzeichen (Fahne oder Standarte), das im Kampfe genommen wird, sowie für jedes feindliche Maschinengewehr

Schlachtfeld lag weitauseingehört vor mir. Überall die Spuren erbitterten Kampfes: tiefe Wälder, die die französischen Granaten gerissen hatten, überall Sprenghölzer, offene Dornbüsche, in denen die Soldaten nach Stämmen und Wägen wühlten, zerbrochene und erhaltene Gewehre, Uniformstücke, Helme und Feldflaschen. Je näher wir dem beherrschenden Waldrand, vor dem die französischen Infanteriestellung gewesen war, kamen, umso zahlreicher wurden die Toten. Aber die Verluste waren doch nicht so stark, als wir anfangs geglaubt hatten. Um eine Reihe hand ein dichter Kreis von Soldaten. Plötzlich nahmen sie von selbst die Mützen ab: der Tote war unser Kommandeur.

Mit einer gewissen Erbitterung und Befriedigung kamen wir endlich bis an die französische Stellung heran. Die hatten es ebenfalls abgegriffen. Rote Hosen in den Schützengräben, rote Hosen in den Kornfeldern, rote Flecken zwischen den Bäumen. Hier, die Schützen dieses Grabens, hatten noch 400 Meter vor uns auskneifen wollen. Weiter als 150 Meter ist keiner gekommen. Bevor wir den Wald betraten, entschloß ich die Pistole und meine Leute machten ihre Gewehre schußbereit. Seit uns bei Montigny ein paar französische Verwundete nachgekommen hatten, waren wir vorsichtig geworden. Der Wald war echt französisch: verwahrt, dicht mit Unterholz und Schlingengewächsen besanden. Mit schmale Streifen führten als Wege durch ihn hindurch. Ich und zu wimmerte es neben uns. Wenn man nachschaut, fand man halbtote Menschen, sie stieken um Wasser oder Brot. Wir hatten ihnen, so gut wir konnten, auf der jenseitigen Höhe blies die Dornstacheln zum Signal zum Sammeln. Als wir drüben ankamen, war ein Teil der Mannschaften schon beerdigt. Für andere war das Grab eben fertig. Die Toten lagen in langen Reihen, Württemberger, Rheinländer, Schlesier, Westfalen — alles durcheinander. Stamm standen unsere Leute um die Gräber. Mancher lieber Kamerad, mancher guter Freund lag doch in der langen Reihe stiller, toter Menschen. Ein Sergeant sprach ein kurzes Gebet, dann wühlten sich die Schaulen in die ausgeworfene Erde und bedeckten die Leichen. Ein einfaches Holzkreuz bezeichnet heute die Stelle, wo unsere Kameraden den ewigen Schlaf schlafen. Gegen Mittag wurden die gefallenen Offiziere in einem gemeinsamen Grab beerdigt, hoch oben auf der Hochflähe, von wo aus man das ganze Schlachtfeld übersehen kann. Während war es, wie ein zelne Soldaten die Gräben des zusammengefallenen Dornes, als die Felder nach Blumen absuchten, um sie „ihrem Leutnant“ als letzte Gabe aufs Grab zu legen. Nachher standen um den hohen, hoch mit Blumen bedeckten und mit einem rohgemauerten Kreuz versehenen Grabhügel die Mannschaften im Dorn, mit Helm, Gewehr und Tornister, zum Abmarsch bereit. Der Divisionsadjutant sprach ein paar kurze Worte. Der rangälteste Offizier, ein Falls. Ein paar scharfe Kommandos: die Truppen präsentieren, die Trommeln werbeln, die Musik pfeife — als legte eine die toten Führer. Dann schwenkten die Mannschaften zur Gruppenkolonne ein, die Musik pfeifte einen klaren, herzerquickenden Marsch, die Kolonne marschierte ab, tiefer nach Frankreich hin.

Das ist im allgemeinen das Bild — nach der Schlacht.

gewehr oder Geschütz, das in der Schlacht oder im Gefecht während des Gebrauches bei feindlicher Gegenwehr mit stürmender Hand genommen wird, der Truppenteil, dem die Erroberung angehört, 100 Mark. Die Geldbeträge sind nicht an die einzelnen Erroberer zu verteilen, sondern verbleiben dem Truppenteil.

Der ungeübte Landsturm

Der Aufbruch des ungeübten Landsturms soll ergeben haben, daß wir in Deutschland noch 7 Millionen wehrfähiger Männer besitzen, deren militärische Ausbildung erfolgen kann. Dessenungeachtet weist noch 6 Millionen Landstürmer auf, 4 Millionen Mann würden wir weiter gewinnen bei Erweiterung der Altersgrenze auf 18 und 50 Jahre.

Graf Gaeßler im Schützengraben

Die Solinger Arbeiterstimme veröffentlicht den Feldpostbrief eines bekannten Walder Parteigenossen, in dem dieser u. a. über den Besuch des allgemeinen bei den Soldaten beliebten und geachteten ergrauten Vorkämpfers in der Kampffront des Argonnenwaldes berichtet: „Gestern war Graf Gaeßler bei uns im Schützengraben und hat uns eine Stunde unterhalten. Er erzählte, daß er 1870 hier auch gelegen habe, auch 1870 sei hier gekämpft worden. Wir werden mit diesem Gesicht das Gefährliche und Aufopfernde leisten, was die Kriegsgeschichte je gekannt hat.“

Tod durch Fliegerpfeile

Der „Kluge Tod“, so nennt der auch mit dem Grausigen spielende Soldatenwitz den tödlichen Fliegerpfeil, der, in der Größe eines starken Nagels, 10 bis 15 Zentimeter lang, aus Bleistahl gefertigt, die neueste Waffe darstellt. In den Bildern der Kriegsverletzungen durch Granate, Schrapnell, Gewehr- und Patronen trifft dadurch das neue der Wehrverletzung. Ueber eine ganze Reihe derartiger Verwundungen berichtet Dr. Volkmann in der Münchener Medizinischen Wochenschrift, es handelte sich bei den von ihm beschriebenen Fällen fast durchweg um leichtere Verletzungen, indem der Pfeil durch Weichteile, meist der Hüfte, gegangen war, wobei den Ruf am Boden angehöret hatte. Daß aber auch schwerere Verletzungen vorkommen können, ist selbstverständlich, und Dr. Volkmann erwähnt einen Kopfschuß, der den sofortigen Tod herbeigeführt hatte. Jetzt wird von Oberarzt Dr. Grünbaum ebenfalls über eine tödliche Verletzung durch einen Pfeil berichtet. Ein Unteroffizier verstarb, als er vor dem Hause stehend einen Rapport schrieb, plötzlich einen heftigen Stich an der Schulter und hatte seitdem Schmerzen beim Atmen. Schon während der Untersuchung verschlechterte sich das Befinden des Mannes, der auch heftige Schmerzen im Leibe verspürte, die nur durch ruhige Lage und Morphium gelindert werden konnten, und schon 36 Stunden nach der Verletzung trat der Tod ein. Der Pfeil war durch die Lunge gegangen, hatte das Herzhörfeld durchdrungen und war in die freie Bauchhöhle getreten. Der Fliegerpfeil ist also eine sehr gefährliche und heimtückische Waffe.

Unsere Artillerie

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ schreibt: Der Krieg bringt es mit sich, daß die kämpfenden Parteien Urteile übereinander fällen, die, mögen sie sich nun auf das Gesamtverhalten des Feindes, auf die Führung oder auf die einzelnen Waffen erstrecken, naturgemäß sehr subjektiv gehalten sind. Die Eindrücke des Kampfes bleiben auf die Nerven des einzelnen nicht ohne Wirkung, und unter dieser Wirkung entstehen teils Uebertreibungen, teils Unterwertungen, die vor der Wirklichkeit nicht wohl bestehen können. Es ist daher oft schwer, aus der Summe der vorliegenden Ansichten das richtige Mittel zu nehmen.

Ferner kann es sich ereignen — und gerade wir haben das während des ganzen Feldzuges am eigenen Leibe erfahren — daß eine Partei die andere, sei es im ganzen, sei es im einzelnen, in ein falsches Licht zu rücken bestrebt ist, um mit derartigen Behauptungen, die sich in der Presse des betreffenden Landes spiegeln, die öffentliche Meinung zu beeinflussen.

Wir wollen hier nur von den Gerichten sprechen, die vielfach von unseren Gegnern über die Unterlegenheit unserer Feldartillerie in die Welt gesetzt werden. Die Franzosen rühmen sich uns gegenüber, daß ihre Feldgeschütze nicht nur zahlreicher, sondern auch von größerer Schußweite und besserer Konstruktion seien und tun dies zweifellos mit einer ganz bestimmten Absicht, deren nähere Erläuterung sich erübrigt, da sie für jeden ohne weiteres klar sein dürfte.

Wir möchten aber vermeiden, daß sich durch solche systematische Verkleinerung unserer artilleristischen Leistungsfähigkeit bei irgend jemand falsche Vorstellungen festsetzen, und lenken deshalb die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den Umstand, daß wir während des Krieges nach Ost und West in der weitaus überwiegenden Zahl der Schlachten und Gefechte die Angreifer gewesen sind. Der Angreifer aber bietet naturgemäß stets ein besseres Ziel als der geduckte Verteidiger, es sei denn, daß er die besetzte Stellung des Gegners regelrecht belagert und ausgiebigen Gebrauch vom Spaten macht. Dies aber verlangsamt die jeweilige Kriegshandlung stets bis zu einem gewissen Grade, und da im Kriege die Schnelligkeit meist von hohem taktischen und strategischen Werte ist, mag in mancher Schlacht die französische Artillerie bessere Ziele gehabt haben als die deutsche.

Wenn aber die Franzosen von ihrer „überlegenen“ Feldartillerie so viel Rühmens machen, so möchten wir dem doch entgegenhalten, daß wir trotzdem einigen Boden in Frankreich gewonnen haben.

Was die Ueberlegenheit an Zahl anbelangt, so ist die französische Feldartillerie nicht reicher mit Geschützen ausgestattet als die deutsche. Im Laufe der Gefechte aber kann sich stets für beide Gegner die Möglichkeit bieten, auf einen Punkt des Gefechtsfeldes das Feuer einer großen Zahl von Geschützen zu konzentrieren, wodurch dann bei dem leidenden Teil leicht der Eindruck der gegnerischen Ueberlegenheit erweckt werden mag. Derartige Momente gibt es wohl für Freund und Feind in jeder Schlacht.

Im Kampf um Festungen oder befestigte Stellungen, besonders wenn diese an Festungen angelehnt sind, hat der Verteidiger unstreitig den Vorteil, daß er in den meisten Fällen auf bekannte Einrichtungen schießt, auch seine schwere Artillerie sehr früh in die Waghohle werfen und bei einer langen Schußlinie an einzelnen Stellen überraschend eine zeitweilige Feuerüberlegenheit herstellen kann.

Um so anerkannterwert ist es, daß wir in allen derartigen Kämpfen gute Erfolge erzielt haben, und gerade diese Erfolge sind es, die den Tadel unserer Feinde am wirksamsten entkräften.

Kleine politische Nachrichten

Der Saatenstand in Preußen

Berlin, 5. Nov. Der Saatenstand in Preußen war Anfang November, wenn 2 gut und 3 mittel bedeutet: Weizen 2,6 (im Vorjahre 2,7), Spelz 2,8 (2,4), Roggen 2,6 (2,6), Gerste 2,4 (2,4), Haas und Rüben 2,5 (2,4), junger Klee 2,8 (2,4).

In den Bemerkungen der Statistischen Korrespondenz heißt es: Infolge der Mobilmachung sind in der Verichterhaltung viele Schäden entstanden. Am vorzüglichsten gingen wiederum die Nachrichten aus der Provinz Preußen ein. Betrachtlichen Schaden sollen im ganzen Staatsgebiet die Mäuse anrichten, am meisten in den Regierungsbezirken Frankfurt und Posen. Aus den westlichen Provinzen kommen auch vielfach Klagen darüber, daß die Aderschneden stark auftreten und die jungen Roggenstauden schädigen. Obgleich es überall mehr oder weniger an Spannkraften, mitunter auch an geeigneten Leuten mangelt, ist die Bestellung der Felder mit Winterkorn, abgesehen von Ostpreußen, doch so ziemlich beendet. Leider konnte man dem Alter wenig Abhilfe zuführen, woran es an vielen Orten mangelt. Der Stand der jungen Saaten kann im großen und ganzen als durchaus befriedigend, bereinzelt sogar, was die Durchschnittsziffern nicht ersichtlich machen, als vorzüglich gelten. Freilich konnte der erst wenig aufgegangene Weizen noch nicht immer begutachtet werden. Roggen ist fast überall schon grün und dichtbehaart und wird auch vielfach als kräftig bezeugt. Auch Haas und Rüben sollen sich mit ganz vereinzelten Ausnahmen kräftig entwickelt haben. Es wird aber mehrfach ohne Angabe des Grundes bemerkt, daß ihr Anbau mehr und mehr eingeschränkt wird.

Die Höchstpreise für Hafer

Berlin, 5. Nov. Der Bundesrat hat die Höchstpreise im Großhandel für inländischen Hafer, die vom 9. November ab in Kraft treten, für 32 Hauptorte festgesetzt. Der Preis für Berlin ist 212 Mark für die Tonne. In den Nebenorten ist der Höchstpreis gleich dem des nächstgelegenen Hauptortes. Die

Höchstpreise bleiben bis zum 31. Dezember 1914 unverändert, von da ab erhöhen sie sich um 1. und 15. jeden Monats um 1.50 Mark für die Tonne. Sie gelten für Lieferung ohne Saß und für Verzehrung bei Empfang. Die Höchstpreise in den 32 Hauptorten sind folgende: Aachen 221, Berlin 212 Mark, Braunschweig 217 Mark, Bremen 219 Mark, Breslau 204 Mark, Braunschweig 206 Mark, Kassel 218 Mark, Köln 221 Mark, Danzig 207 Mark, Dortmund 223 Mark, Dresden 212 Mark, Duisburg 222 Mark, Emden 218 Mark, Erfurt 217 Mark, Frankfurt a. M. 221 Mark, Gießen 202 Mark, Hamburg 217 Mark, Hannover 218 Mark, Kiel 216 Mark, Königsberg i. Pr. 204 Mark, Leipzig 214 Mark, Magdeburg 216 Mark, Mannheim 222 Mark, München 220 Mark, Posen 205 Mark, Rostock 210 Mark, Saarbrücken 224 Mark, Schwerin (Medienburg) 210 Mark, Stettin 209 Mark, Stralsburg i. Ost. 223 Mark, Stuttgart 220 Mark und Wismar 215 Mark.

Die italienische Ministerkrise gelöst

Rom, 5. Nov. Durch königliches Dekret wurde Salandra mit der Bildung des Kabinetts betraut. Wie die Agenzia Stefani aus zuverlässiger Quelle erfährt, setzt sich das neue Kabinett folgendermaßen zusammen: Salandra: Vorsitzender und Inneres; Sonnino: Aeußeres; Marini: Kolonien; Orlando: Justiz; Carnaro: Schatz; Dancos: Finanzen; Cinielli: Öffentliche Arbeiten; Grippo: Unterricht; Cavasola: Aderbau; Zuppelli: Krieg; Viale: Marine; Riccio: Post. Die Minister werden heute Nachmittag vereidigt.

Fosen, 4. Nov. Die Kaiserin hat aus Anlaß ihres Besuchs 10 000 Mark für gemeinnützige Zwecke gespendet.

Dresden, 5. Nov. Mit der vor einigen Tagen von dem sächsischen Ministerium des Innern ausgegangenen Mahnung an die Landwirte, in der über den Mangel an Oeservilligkeit zum Besten der Allgemeinheit Klage geführt wurde, befahte sich auch der Landesulturrat. Er beschloß einstimmig Proteste gegen diese Vorwürfe, da sie unbegründet seien.

Kirchliches

* Aus der Diözese Limburg, 5. Nov. (Dienstnachrichten.) Herr Pfarrer Franz Heuchemer in Uffingen wurde zum Dekan der Landkapitel Uffingen ernannt. Mit Termin 1. Dezember wurde dem Herrn Pfarrer Eduard Schäfer zu Marienbach die Pfarrei Weisenheim übertragen. Mit Termin 16. Oktober wurde Herr Kaplan Theodor Jenigral in Eiterstadt zum Pfarrvikar ernannt und Herr Kaplan Josef Schröder in Niederlahnstein nach Oberesfeld versetzt. Mit Termin 20. Oktober wurde der Hildesl. Sekretär, Herr Jakob Wedbader, bis auf weiteres dem Herrn Pfarrer Nikolai an der Marienkirche in Bielefeld zur Audienz beigegeben. Mit Termin 24. Oktober wurde Herr Kaplan

Ungleich

Roman von M. W. Sophar.

12. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Morgen, Donnerstag, will Frau von Rudorff ihre Reise antreten. Es ist Mittwoch nachmittag und Gertrud sitzt — Gustav steht zu ihren Füßen — der alten Tante gegenüber, um sich Verhaltensmaßregeln geben zu lassen; sie will die Gelegenheit benutzen, an das Versprechen zu erinnern: ein Urteil über sie vor der Abreise.

Frau Rudorff ist eine viel zu gewissenhafte Frau, um sich erst an das erinnern zu lassen, was sie einmal versprochen. „Und noch eins, liebe Gertrud“ — sie hat längst der Bitte nachgegeben, diese vertrauliche Anrede zu gebrauchen — „ich möchte Ihnen sagen —“

Sie wird gestört. Ein Besuch aus der Nachbarschaft wird gemeldet. Es ist eine alte Dame, die Witwe eines Gutbesizers, mit zwei Töchtern, Emilie und Hedwig, die beide Frau Ernst Rudorff heißen möchten. Die drei Damen wollen „ihre Frau Major“ noch einmal sehen, ehe sie sie so lange entbehren müssen. In Wirklichkeit gilt es, einen letzten Versuch zu machen, Emilie oder Hedwig zur Gesellschaft dieses (unausstehlichen) lebenswichtigen Fräulein Hartung, für die Dauer der Abwesenheit der alten Dame, auf Diefenbach einzuführen.

Frau Rudorff hat diese Absicht durchschaut und ist keineswegs gewillt, zur Ausführung zu verhehlen.

Man beginnt die Attacke mit der Bitte, Fräulein Hartung möge doch, so oft es ihr beliebt, mit Gustav nach Georgshausen hinfahren; es gäbe doch gewiß manche Dinge, über die sie, die so fremd in der Gegend, gern weiblichen Rat einholen möchte.

„Bestatten Sie mir, Frau von Wundram, Ihnen im Namen von Fräulein Hartung für Ihr Anerkennen herzlich zu danken. Ich war gerade im Begriff, meiner lieben Gertrud“ — sie streift der erlösenden jungen Dame liebevoll die Wange — „meine Anerkennung unverholen darüber zu erklären, in welcher kurzen Zeit sie es verstanden hat, sich hier vollständig in die Verhältnisse einzuleben. Ich gehe sehr beruht fort, denn ich weiß Gustav und das Haus in besten Händen.“

„Fast wäre Frau von Wundram die bössste Bemerkung gemacht: „Ach, Ihren Küssen.“ Sie lächelt aber nur flüchtig und meint: „Fräulein Hartung, Sie können auf das Lob von Frau Major sehr stolz sein, das hat noch niemand gehört, der Ihre Stellung vor Ihnen inne gehabt.“

So ist der Verhafteten doch wenigstens der Stieb verweht, sie an ihre Abhängigkeit zu erinnern.

Die Angestellte achtet aber dessen wenig.

Die Worte ihrer Gönnerin und die völlig unerwartete Höflichkeit haben sie derart in Anspruch genommen, daß sie jetzt für eine direkte Beleidigung von dritter Seite völlig unempfindlich bleibt.

Sie ist wirklich stolz, glücklich und von Herzen dankbar. Ein inniger Blick auf Frau Rudorff bezeugt dieses und die alte Dame freut sich des Zartgefühls, das Gertrud abhält, vor Fremden das auszusprechen, was ihre Seele tief bewegt.

Die beachtliche Belagerung ist vereitelt, auch weiß Frau Rudorff zu verhindern, daß es den Damen Wundram gelingt, noch ihres Kessens anständig zu werden. Man scheidet mit den besten Wünschen für Frau Rudorff, Frau Hauptmann von Scholl, und — Fräulein Hartung auf den Lippen, im Innern locht es vor Born und Meid.

Alein gelassen, spricht Gertrud ihren Dank in heisser Liebe aus. Sie legt ihr gutes Herz und ihre schlichte, reibliche Denkart so offen dar, daß die alte Dame nicht umhin kann, sie an sich zu ziehen und ihr einen mütterlichen Kuß auf die Stirn zu drücken.

In dieser Stellung überrascht sie Ernst Rudorff. Er freute sich des Bildes und bleibt einen Augenblick an der offenen Türe des Gemaches stehen, sodas man kein Kommen nicht bemerkt. Gertrud mit vor Erregung gerötetem Antlitz, den glückseligen Augen, der schmiegsamen, leicht vornübergelehnten Gestalt, bildet einen herrlichen Gegenatz zu der alten Dame, die mit ihrem vollen, reichen, weißen Haar, ihrer Derslichkeit beundenden Miene eine schöne, würdige Matrone ist, ganz geeignet, ihren Segen solcher Jugend zu spenden.

„Beitert man hier schon Abschied?“ fragt die sonore Stimme des Gutsherrn.

Erschrocken fahren die beiden Damen auseinander.

„Ungefähr, ja, lieber Ernst“, sagt Frau Rudorff — „bedanke dich bei mir, ich habe soeben das Geschlecht Derer von Wundram von einem Eroberungszug auf Diefenbach abgehalten und dir die Sonne oder, wie du willst, das Dreigestirn zu erblicken, erspart.“

„Seit wann so bösshaft, liebe Tante?“

„Du weißt, ich kann die Solonschlangen nur einmal nicht leiden.“

Es folgt ein sehr gemüthlicher Abend; in die Fröhlichkeit der Stimmung mischt sich nur der Schatten des Gedankens, daß

die frühe Morgenstunde den Abschied von Frau Rudorff, dem Mittelschmerz des kleinen Kreises, bedeutet.

Herr Leutnant Leo von Scholl hatte Glück. Er konnte sich vom Vormittagsdienst dispensieren lassen, und trifft eine halbe Stunde vor Abgang des Schnellzuges an der Seite der gnädigen Frau Tante, Fräulein Gertrud Hartung an. Ein weiterer Glücksumstand: Ernst Rudorff ist ferngeblieben. Er hatte den Wagen eine kurze Strecke zu Pferde begleitet, war aber dann genötigt gewesen, sich zu verabschieden, weil er als Schöffe auf dem Kreisgericht zu Seehausen einen Termin wahrnehmen mußte.

Aus dem Riesenbusch, das ihr der galante Offizier überreichte, biegt Frau Rudorff einen langen Stiel mit duftender Rose ab.

„Sie erlauben, lieber Leo“, und gibt Gertrud, die verlegen darschaut, die Rose.

„Gewiß, gnädigste Frau Tante; wenn ich gewußt, daß Fräulein Hartung —“

„Schon gut“, sagt Frau Rudorff und reicht ihm die Hand zum Kuß.

Gertrud hat die Rose genommen und Frau Rudorff gedankt.

Als sie auch dem Offizier einen dankbaren Blick für seine Entschuldigung zuwirft, leuchten ihr zwei Augensterne so innig entgegen, daß sie ihr Erreden fühlt, und ihr nun doppelte Verlegenheit Ludehagen bereitet.

Die Majorin ist in der Aufregung der Reise zu sehr mit sich beschäftigt, um diese kleine Szene zu beachten, die ihr unter anderen Verhältnissen nicht entgangen wäre.

Der Zug braust heran. Noch ein Handkuß des Kessens, eine Umarmung mit Gertrud, die alte Dame schiebt sich ins Aue, einige Gedächtnisse folgen ihr. Kopfnicken, Schwenken der weißen Tücher! Adieu! Adieu!

Als der Leutnant mit Gertrud vom Zuge auf den Perron zurücktritt — zum ersten Male allein in ihrer Gesellschaft — überfällt ihn ein unsägliches Gefühl des Glüdes. Er verneint, diese paar Schritte, die sie da gemeinsam nebeneinander machen, bedeuten eine Zusammengehörigkeit für das Leben.

Gertrud hat ihre Verlegenheit von vorn abgestreift. Ihre Gedanken sind zwar durch die Trennung von Frau Rudorff, die ihr näher geht als sie sich merken läßt, abgelenkt; sie hat sich aber sehr vorgenommen, dem Leutnant gegenüber die Sicherheit ihres früheren Auftretens voll zu bewahren.

Leo begleitet sie zum Wagen. Sie beabsichtigt noch, Doktor Mittenwald einen Besuch abzustatten, der durch eine starke Erkältung aus Bismarck gefesselt ist, und sich deshalb auch bei Frau Rudorff wegen seines Fernbleibens vom Bahnhof entschuldigt hat.

Johannes Lamp an der Mariakirche in Wiesbaden zum Pfarrverwalter in Riez ernannt, und Herr Kaplan Wilhelm Delle von der St. Josef-Kirche in Frankfurt a. M. an die Mariakirche in Wiesbaden versetzt. Mit Termin 1. November wurde Herr Kaplan Johannes Weis von Weidenheim nach Elz versetzt. Herr Pfarrer Julius Hannappel zu Riez wurde bis auf weiteres krankheits-halber beurlaubt.

Rom, 4. Nov. Der Konstavenerkardinal Fürst Mario Chiigi ist an Altersschwäche gestorben.

Vermischtes

* Die Frömmigkeit unserer Krieger. Ein katholischer Lehrer vom Niederrhein schreibt: „Heute morgen (Sonntagsmorgen) hatte ich das Glück, hier in Heidescheid meinen Herrn und Gott zu empfangen. Ich bin glücklich! Vielleicht kann ich morgen früh nochmals gehen. Die Kirche war gefüllt von Soldaten. Nach der Kirche hörte ich, wie eine Schwester zu meiner Frau sagte: „Die deutschen Soldaten waren in der Kirche. Das ist ein Beweis für Frankreich“, und ihr Gesicht strahlte vor Freude. Eine alte Großmutter sprach mit mir über die Schule in Frankreich. Sie war ganz entzückt und sagte in heiligem Jargon folgendes: „In der Schule wird nicht mehr gelehrt. Das ist ein großes Unglück für Frankreich. Das Volk ist gut. Aber die Regierung! Die Kammer! Obwohl eine Schule da ist, muß der Pfarrer den Religionsunterricht in einem Saale abhalten.“ Das war mir zwar alles bekannt, aber diese Tatsachen aus dem Munde einer guten, alten Frau zu hören und dabei ihr flammendes Auge zu sehen, war für mich ergreifend. Ach, hätten doch manche deutsche Eltern diese herbe Anlage einer Mutter gegen die Schule ohne Religion gehört!“ (Rhein. Volksztg.)

* Weiteres aus erster Zeit! Einen lustigen Schwabensatz hat sich kürzlich, wie die „Münch. N. Nachr.“ mitteilen, ein kleines schwäbisches Blatt geflüstert. Es war am Tage nach der Siegesbotschaft von der Vogesen-Schlacht. Der Redakteur hatte sich aus einem größeren Blatt einen Artikel über die Verluste der Franzosen im Kriege von 1870/71 ausgeschnitten, um ihn zu verarbeiten. Den Absatz über die Verluste von Metz hatte er als besonders aktuell auf ein Blatt Papier geklebt und war dann zum Mitgehen gegangen. Nach einer Weile kommt der Verleger in die Redaktionsstube und sieht den Ausschnitt liegen. „Es ist doch ein Kreuz mit diesen jungen Redakteuren!“ schimpft er. „Eine solche Nachricht läßt der Mensch nun nicht einmal ausschlagen!“ Bleibt er, rasch den Text des Aufschlages geschleudert, zum Säger hinaus und eine halbe Stunde später steht die ganze Bürgerlichkeit staunend vor folgender Neuigkeit: „Die Schlacht bei Metz. In der schon gemeldeten Schlacht zwischen Metz und der Vogesen verlor die französische Armee an Gefangenen allein 173 000 Mann, 4000 Offiziere und 3 Marschälle, darunter den Marschall Bazaine.“

* Schont die Spinnen, sie sind Feinde der jetzt überwinterten Schafen. An den Wänden kann man vielfach die Spinnen sehen, die dort ihre Winterquartiere halten wollen. Hat sich in der Nähe eine Spinne eingestellt, dann kann man beobachten, wie sie Jagd auf die Feininger machen, und daß sie infolgedessen unsere Verbündeten im Kampf gegen das Ungeziefer sind.

Aus aller Welt

Mainz. (Heftige Lehrer im Felde.) Von den im Felde stehenden heftigen Lehrer haben bisher 32 den Tod fürs Vaterland.

Mainz. Das Probiantamt Mainz laßt fortgesetzt Weizen, Roggen, Hafer, Weizen- und Kleben, auch zweiten Schnitt, sowie Roggen- und Weizenstroh, Handbruch und Maschinenbruch. Getreide wird nur von Produzenten angenommen. Einlieferungen können zu den jeweiligen Tagespreisen — ohne vorherige Anfrage — täglich stattfinden.

Bingen. 4. Nov. (Festsetzung von Höchstpreisen.) Für die Stadt Bingen sind die Preise für Kartoffeln zu 7 Mark für den Doppelzentner festgesetzt.

Weißenburg. 4. Nov. Hier hat sich ein Sechzigjähriger, der Rentner Schäfer, von dem zwei Söhne und vier Schwägerinnen im Felde gefallen sind, freiwillig zum Tode gemeldet.

Trier. 5. Nov. Der Trierer Verein von Weingutsbesitzern der Mosel, Saar und Ruwer hat dem Roten Kreuz 8000 Mark überwiesen.

Karlruhe. (Trostworte der Großherzogin Luise von Baden an die Witwen.) Die Großherzogin-Luise hat an den badischen Frauenverein ein Handschreiben gerichtet, in welchem besonders der Witwen gefallener Krieger gedacht wird. In dem sehr herzlich gehaltenen Schreiben heißt es u. a.: „Gerne ergreife ich diesen Anlaß, dieser Teilnahme, welche mich bei den zahllosen Todesfällen in unserem Lande durch den Krieg sehr bewegt, Ausdruck zu verleihen. Jedes Leid, welches unsere geliebten Landesfinder trifft, findet warmen Widerhall in meinem Herzen, und ganz besonders fühle ich mich den vielen Witwen nahe, die nun vereinsamt dahelien und den schweren Weg des Waisenwaisen zu wandeln bestimmt sind. Mein Gebet steigt zu Gott empor, daß er in seiner barmherzigen Gnade vielen Schwergeliebten nah und fern Kraft und Stärke verleihen wolle, die schmerzvolle Prüfung zu tragen und ihr Leid durch Seinen heiligen Frieden zu verklären.“

London. (England hört den Kanonen Donner.) Der Kanonen Donner der deutschen Geschütze in der Schlacht an der Yser ist über den Kanal herüber zu hören. Unter der Einwohner-schaft von Dover herrscht infolgedessen starke Erregung.

Leo bittet um die Erlaubnis, das gnädige Fräulein nach einer halben Stunde vom Doktor abholen, um sie eine Strecke auf dem Wege nach Diefenbach begleiten zu dürfen.

Gertrud will ihm die in höflicher, verbindlichster Form ausgesprochene Bitte nicht abschlagen. Sie fühlt sich vollständig auf der Höhe, und Aufseher und Diener auf dem Wege der Ehre, und Offiziers den Charakter einer ganz offiziellen Sache.

Der Leutnant läßt sich schon in einer Viertelstunde beim Doktor Wittenwald melden, zur Überraschung des letzteren, der auch seine Verwunderung nicht verhehlt, als er durchs Fenster sieht, wie der Diefenbach'sche Diener den Stadtbekannten Fuhrer des Leutnants von Scholl hält, nachdem sich dieser elegant hinabgeschwungen hat.

„Will der Leutnant Sie begleiten?“

„Ja, Herr Doktor“, antwortete Gertrud unbefangen.

Eine weitere Bemerkung liegt dem Doktor auf der Zunge, er unterdrückt sie aber und kann sie auch nicht mehr aussprechen, denn der Offizier steht vor ihnen und erkundigt sich eingehend nach dem Befinden des verehrten Herrn Doktors.

Die Frage des väterlichen Freundes hat Gertrud wieder unsicher gemacht. Indes — jetzt wäre eine Weigerung kindisch, nein, unmöglich gewesen.

So setzt sich denn der kleine Zug nach weiteren zwanzig Minuten in Bewegung.

Gertrud ist es ganz eigenartig zu Mute. Sie sitzt allein im Fond des eleganten Gefährtes, ein Diener vor ihr neben dem Aufseher — ganz wie vor kurzer Zeit in den sorgenlosen Verhältnissen in Berlin.

Die köstliche Morgenluft, herrliche Blütenpracht, der Frieden rings umher, das Bewußtsein, sich nach kurzer Zeit der Ungewißheit wieder in geordneten Verhältnissen zu befinden, wenn auch als Angehörige der sicheren Welt voller Freundschaft seitens Frau Rudorff, welche ihr heute morgen noch wiederholte Beweise davon gegeben, die erste Gertrud in eine fast übermütige Stimmung, die durch die Erinnerung an den verstorbenen Vater allerdings sogleich wieder gedämpft wird.

Tennoch ist Gertrud heute weit eher als je zuvor in der Befassung, etwaige Komplimente des Leutnants, die ihr zu eifrig oder übertrieben erscheinen, in launiger Weise abzuwehren. Es fehlt ihr die Gelegenheit auch nicht, sich in solches Schamgefühl zu begeben.

„Mein gnädigstes Fräulein, wann werden Sie mir gestatten, Ihnen auf Diefenbach wieder meine Aufwartung machen zu dürfen?“

Unregelmäßige Lieferung

der „Rheinischen Volkszeitung“ in Stadt und Land bitten wir immer gleich bei unserer Verlagsstelle in Wiesbaden zu melden. Wir drücken so sehr, daß die „Rheinische Volkszeitung“ um 3 Uhr in Wiesbaden ausgetragen sein muß. Seit Einrichtung des neuen Fahrplans vom 2. November ab muß selbst in den Orten des Westerwaldes abends spätestens um 5—7 Uhr unsere Zeitung eingetroffen sein. Auch bei der Versendung durch die Post kann manches gebessert werden, wenn uns unregelmäßige und späte Anstellung der Zeitung gleich gemeldet wird. Unseren Agenturen empfehlen wir noch besonders das rechtzeitige Abholen und Bräufen der eintreffenden Zeitungspakete. Sobald die Pakete offen sind, ist etwas damit geschehen!

Aus der Provinz

Erbach, 5. Nov. Herr Hofmeister Emmelhainz zu Fulda, ein geborener Erbacher, ist zum Hauptmann und Kompagnieführer befördert worden.

e. Weidenheim, 5. Nov. Die hiesige Pfarrei ist ab 1. Dezember dem hochw. Herrn Pfarrer Eduard Stähler zu Marienrad (Westerwald) übertragen. Über unseren neuen Herrn Pfarrer bringt der Schematismus der Diözese Amsburg folgende Bemerkungen: „Ed. Stähler, geboren am 26. April 1875 zu Oberzungenheim, wurde am 26. Januar 1899 zum Priester geweiht; Kaplan zu Niederbach 1. Februar 1899, Pfarrverwalter daselbst 1. Dez. 1899, Kaplan zu Aurfurt 1. Januar 1900, Pfarrverwalter daselbst 1. März 1900, Kaplan zu Montabaur 1. Mai 1900, an der St. Leonardskirche zu Frankfurt a. M. 16. Juli 1901, Expositus zu Steinfeld 1. Mai 1903, Pfarrer zu Marienrad 1. November 1908.“

5. Lorch, 6. Nov. Da die Erträge aus dem Weinbau immer mehr zurückgehen, sollten sich die Winzer wieder mehr dem Landwirtschaftsbetriebe zuwenden, der die Mischjahre im Weinbau viel leichter erträglich gestalten kann. Zum Weinbau an der seither obliegenden Felder werden vom Staate namhafte Unterstüßungen gewährt und sind etwaige diesbezügliche Anträge sofort beim hiesigen Bürgermeister zu bewirken. Die Beihilfen kommen allerdings nur für größere zusammenhängende Flächen in Betracht, wozu besonders das Feld auf dem hiesigen „Manselberg“ geeignet erscheinen dürfte.

hn. Schwanheim, 4. Nov. Im Walde wurde heute früh der 41jährige lebige Zigarrenmacher Anton Möller von hier erhängt aufgefunden. Er war durch den Krieg arbeitslos geworden und hatte in der letzten Zeit öfters Spuren von Schwermut gezeigt.

h. Fehrenheim b. Frankfurt, 5. Nov. Der hiesige Gemeindefreier Gottfried Doek wurde von der Hanauer Strafkammer wegen Unterschlagung von 13 000 Mark Gemeindegeldern zu 2 Jahren 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Doek schloß sehr noblen Passionen, besuchte alle Rennplätze der Umgegend und liebte besonders Seltengänge im Kreise gewisser Damen.

h. Bad Somborn, 5. Nov. Wie in der Stadtverordnetenversammlung mitgeteilt wurde, haben hiesige Händler im nahen Gschad den Doppelzentner Kartoffeln zu 6 Mark eingekauft und ihn dann mit 3 1/2 Prozent Gewinn hier loszuschlagen versucht. — Die Stadt hat sich wegen der Einführung von Höchstpreisen für Kartoffeln an die Wiesbadener Regierung gewandt.

Aus Wiesbaden

Kriegsabend

Den Hauptgegenstand des 7. Kriegsabend, der nächsten Sonntag wieder im großen Saale der Turnerschaft stattfindet, bildet das seitgemachte Thema „Unsere Kinder in der Kriegszeit“, das Herr Pfarrer Dr. Häfner von der Dreifaltigkeitskirche in einer Ansprache behandeln wird. Die Umrahmung bilden Vorträge des Kirchenchors derselben Gemeinde sowie Deklamationen und Einzelspiele. Der Vorverkauf der Eintrittskarten findet, mehrfach gehäuferten Wünschen entsprechend, nunmehr vormittags von 11—1 und nachmittags von 2 1/2—4 Uhr am Saaleingang statt.

Der Krieg und die Frau

„Der Krieg und die Frau“ war das Thema, welches Frau Lily Braun im Kaufmännischen Verein als Vortrag behandelte. Die Rednerin, welche über eine angenehme ruhige Sprechweise verfügt, gelangte vor allem die Zustände, wie sie vor Beginn des Krieges in der Frauenbewegung zu Tage traten. Die Auffassung der jüngeren Mitglieder sei wesentlich anders gewesen als die führenden Personen der Bewegung gewollt hätten. So wäre eine Stagnation in der sonst guten Sache gekommen. Dabei hätte es wie eine dunkle Schraube nach etwas Höherem, Weiterem, aber den Frauen gelingen. Und dann brach das Große über uns herein. Die Männer zogen mutig in geschlossenen Reihen vor den Feind und uns Frauen blieb die Arbeit des Friedens und die Hilfe der Not.

„Ich bin nicht Herrin dort. Sie können also Ihr Kommen und Gehen ganz unabhängig von meinen Wünschen einrichten.“ „Sie wollen mich nicht verstehen. Mein Besuch gilt Ihnen!“ „Ich danke Ihnen für die Ehre, Herr Leutnant. Die Gäste Herrn Rudorffs müssen mir immer willkommen sein.“ Der Leutnant steht ein, daß er auf diesem Wege einer wohlgerüsteten Batterie gegenübersteht.

„Haben gnädiges Fräulein meine Unaufmerksamkeit von heute morgen verziehen?“

„Es gab nichts zu verzeihen. Sie konnten nicht wissen, daß ich Frau Rudorff so früh begleiten würde, und überdies ist dieses Bußfert hier“ — sie zeigt auf einen ebenbürtigen Weiber des heute morgen der Tante gespendeten Straußes, der auf dem Wagenkasten ruht — „ein nicht zu übersehendes Sühneopfer.“

„Ich danke Ihnen für diese Auffassung, meine Gnädigste. Mein Herz mußte mir allerdings sagen —“

„Ihr Herz, Herr Leutnant! Sie scherzen! Vorausgesetzt, daß Sie überhaupt ein für den militärischen Beruf so unnützes Instrument besitzen.“

„Aber, pardon, meine Gnädigste, der Soldat schöpft Mut aus dem Herzen.“

„Ich werde mich wohl hüten, das anzuzweifeln, Herr Leutnant von Scholl. Ich sprach von einem Herzen, das sich zu einem Frühzuge bemerkbar macht.“

„Es kommt immer darauf an, um welche Persönlichkeit es sich bei solchen Frühzügen handelt.“

„Das macht Ihren Gefühlen als Nefte alle Ehre.“

„Ich bewundere Ihre Kunst auf dem Gebiete des Mißverstehens.“

„Ich hoffe, daß ich auf anderen Gebieten eher Bewunderung erziele.“

„O, mein verehrtes gnädiges Fräulein, wie erkennen Sie mich! Wer könnte Sie sehen, ohne Sie zu bewundern! Ihre Schönheit, Ihre Grazie, Ihre Klugheit.“

„Sind Sie bald zu Ende?“ Leo hatte sehr schnell gesprochen, sobald sie ihn nicht eher unterbrechen konnte.

„Nein, ich möchte noch Kundenlang so fortfahren!“

„Das möchte ich nicht auf die Probe stellen. Aber, Sie müssen wohl aus Umkehren denken.“

„Schiden Sie mich fort!“

„Das gerade nicht. Indes —“

„Tann reite ich weiter!“

„Sie sind schnellig und led!“

„Wie jeder brave Reitermann.“

„Hallo, seit wann sind Sie Kavallerist?“

Da hat es sich gezeigt, mit welcher Unkenntnis viele Frauen sich dieser Pflichten annahmen, und wie sie, statt die Not zu heuern, dieselbe nur vergrößerten. Da ließ unendliche Sparsamkeit alle treue Diensthilfen auf dem Hause weichen, da wurde den Hauslehrern der Kinder gekündigt und den Heimarbeiterinnen wurde durch Entziehen der Arbeit der Verdienst genommen. Wobin sollte es kommen, wenn alle es so machen wollten? Heute darf sich keine Frau mehr damit entschuldigen, daß sie nur aus Unkenntnis der Lage so gehandelt habe, denn Unkenntnis sei heute identisch mit Unrecht und unvernünftig. Pflicht ist es heute jedes deutschen Weibes, das ganze Können in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Weiter sprach die Rednerin über die Friedensbewegung. In den Zielen der Vereinigung könne der Krieg nichts ändern, denn es gebe keine Idee, die in Nichts zerfallen könne, wenn sie lebenskräftig gewesen wären. Die furchtbaren Opfer des jetzigen Krieges werden die Menschheit zwingen, eine Verständigung zwischen den Staaten herbeizuführen, die die Völkerrriege immer mehr verringert. Und hier habe die deutsche Frau als Kulturträgerin mitzuwirken. Was heißt Kultur? Dieses Wort sei durch die falsche Anwendung unserer Feinde bei uns in Mißkredit geraten. Was versteht ein Russe, der entweder Despot oder Knecht sei, oder ein Engländer, der nur zu rechnen verstände, darunter? Für uns sei Kultur, in schöner Form die edle Seele, der reiche Geist. Und der Krieg würde die reichen Kräfte unserer Kultur, die noch in der Erde schliefen, hervorbringen. Auf Bergeshöhen sah Rednerin eine Frau hinter dem Flügel schreiten, welcher breite Furchen in die Erde riß. Das schien ihr ein Symbol der Zeit. Die Frau soll ihre größte Aufgabe im Weltkenntnis des Lebens erblicken, in dem Willen zur Mutterkraft. Nicht rückwärts soll sie schauen, nur vorwärts, auf die Pflichten, die ihr die Natur befehlt. Das gefüllte Haus dankte der Rednerin durch andauernden Beifall.

Die Kurzchrift in den Ländern unserer Feinde

Ueber dieses zeitgemäße Thema hielt Herr Lehrer D. Paul in der Stenographisch-Schule Stolze-Schrey (Gewerbeschule) einen Vortrag. Mit entnehmen dem Vortrage folgendes: Als Schöpfung kulturgeschichtlicher Höhepunkte zeigt sich die Stenographie da, wo eine freie Verfassung das Volk an dem Staatsleben teilnehmen läßt. Ihre Verbreitungsgebiete erstreckten sich in dem Grade der fortschreitenden Volksbildung. Kein Staat der mit uns auf dem Kriegsfuß stehenden Länder hat die Schulpflicht eingeführt, keine der Länder hat einen solchen Bildungsdrang aufzuweisen wie Deutschland: dementsprechend hat auch hier die Stenographie große Verbreitung gefunden. Kultur, Politik und Volkstum der Nationen spiegeln sich auch in der Stenographie. Wie bei den Deutschen überhaupt die Neigung besteht, sich Fremdsprachen anzueignen, es nachzuahmen, so war auch das Alphabet der ersten deutschen Stenographie, den Systemen der Engländer und Franzosen entlehnt. Österreich verwendet außer „Grafenhaus“ nur deutsche Systeme oder Uebertragungen derselben. Daß die Kurzchrift bei den Engländern in hohem Ansehen steht, läßt schon ihr Sprichwort: „Zeit ist Geld“ erkennen. Dagegen die Reden ihres Volksvertreter wörtlich zu stenographieren, sich der Verschleierungseigenschaft der Engländer nicht zu. Selbst in der Stenographie begegnen wir dem englischen Betrüger. Dramen, die in den Theatern aufgeführt wurden, schreiben die von geldgierigen Buchhändlern beauftragten Stenographen ohne Erlaubnis der Verleger nach; sie wurden von den Buchhändlern herausgegeben und sind (wie z. B. die Schafpeare'schen Dramen) unter dem Namen „Stenographische Ausdrücke“ bekannt. Die Verhandlungen der Körperschaften in den englischen Kolonien läßt der miffranzösischer Staat von Regierungstenographen, meist englischer Nationalität, aufnehmen. In Frankreich zeigte man anfänglich wenig Interesse an den öffentlichen Beratungen nationaler Angelegenheiten, daher fehlte auch dort zunächst der Hebel für die Stenographische Entwicklung. In einem unentbehrlichen Staatsinstrument wurde die Stenographie in Frankreich durch die aus der Revolution hervorgegangene, auf völlige Öffentlichkeit gegründete Staatsverfassung. Napoleon der III. hob 1852 die Stenographie als Behälter der öffentlichen Verhandlungen der Volksvertreter auf. Später erhielten wieder beide Nationalitäten Stenographen. Am 4. September 1870, dem Tage des Sturzes des Kaiserreichs wurden die amtlichen Stenographen beibehalten und selbst während der Verlagerung von Paris besaßen sie ihr Recht weiter. Die französische Regierung fördert die Stenographie durch Einführung in die Schulen. Das von Frankreich politisch in Schlepptau genommene Belgien zeigte 1891 bei dessen Auftreten als selbständiger Staat seine Stenographische Abhängigkeit von Frankreich, indem es zur Aufnahme der Kammerverhandlungen Pariser Stenographen berief und auch später im Unterricht nur französische Systeme aufnahm. Wenig Verbreitung hat die Stenographie gefunden bei den Russen, den „Kulturträgern im Osten“. Wie das Volk in Unwissenheit gehalten wird, so arbeitet die Regierung dem Streben der Volksvertreter, durch Stenographen usw. die Verbreitung der Stenographie in den Schulen zu fördern, entgegen. 1877 hob das Ministerium für Volksaufklärung die amtlich eingerichteten Stenographien kurz wieder auf; es sagte, die Ausgaben für diesen Unterricht seien, wenn auch für einen nützlichen Gegenstand verwendet, nicht unbedingt notwendig. In Finland hat die russische Krone als einzigen Fachverein der Stenographen-Berein zugelassen (in Helsinki), da dieser dem Staat billige Stenographen lieferte. Serbien und Montenegro kommen in kultureller Hinsicht auch in Stenographischer Beziehung nicht in Betracht. Von Serbien ist bekannt, daß die Stenographie dort in der Kammer Verwendung findet. Daß die schlaue Japaner, die so viel Gelegenheit hatten, im deutschen Heere, den Universitäten, technischen Hochschulen, Fachschulen, Fabriken usw. zu lernen, auch ein Mittel sich aneigneten, das den Verkehr beschleunigen hilft, liegt auf der Hand. Von ihrer Kurzschrift Maso-schi wird umfänglicher Gebrauch gemacht. Im japanischen Abgeordnetenhaus steht neben dem Rednerpult der „Stenographentisch“. — In Deutschland ist die Stenographie, mehr als in den Ländern unserer Feinde auf dem Wege, Volkseigentum zu werden. Möge sie in unserem Vaterland immer mehr Feld gewinnen, damit wir in dem Weltwettkampf von anderen Nationen nicht überholt werden.

„Auch berittene Offiziere der Infanterie —“

„Ich glaube Ihnen das.“

Eine kleine Pause. Leo blickt auf den langen Schnurrbart.

„Ich hätte eine Bitte an Sie.“

„Wenn ich Sie erfüllen kann?“

„O, Sie sind die Güte selbst!“

„Edon wieder ein Lobspruch.“

„Nein, ich will Sie sicherlich nicht erzürnen. Also ich möchte bitten, gnädiges Fräulein, mir die Rose zu geben, die Sie tragen.“

„Die Rose?“

„Oben die. Ich will sie als Erinnerung an diesen glücklichen Morgen bewahren, wie...“

„Also Sie bedürfen äußerer Erinnerungszeichen an Zeiten, wo Sie glücklich waren.“

„Ich beuge mich vor Ihrer scharfen Klinge, gnädiges Fräulein. Ich erbat mir die Rose als — als —“

„Die Rose hat mir Ihre Frau Tante gegeben, ihr letztes Geschenk. Sie fordern viel mehr, als Sie glauben, Herr Leutnant. Könnte es nicht eine andere aus dem Bußfert tun?“

„Ich würde Ihnen besonders dankbar sein, wenn Sie meine Bitte erfüllen wollten.“

„Hier ist die Rose!“

Gertrud überreichte Herrn von Scholl die Blume. Ihre Hände berührten sich, und ehe sie es vermeiden kann, fäßt sie den glühenden Kuß des Leutnants, der ihr durch den Dankschuß brennt.

„Wenn das die Absicht war, Herr Leutnant, dann hätte ich eine andere Rose auch getan. Ich ärgere Ihnen.“

„Nein, meine Gnädigste, zürnen Sie nicht. Der Wert Ihres Geschenkes besteht darin, daß Sie die Rose getragen haben.“

„Sie sind ein vollkommener Schmeichler. Leben Sie wohl.“

„Also, Sie schiden mich doch fort! Ihre Güte hat mich verwirrt. Sagen Sie mir, wann darf ich Ihnen meine Aufwartung machen?“

„Ist Ihr Gedankenkreis so klein, daß Sie vom Ende wieder auf den Anfang zurückfallen müssen?“

„Meine Gedanken bewegen sich allerdings seit langer Zeit in einem Kreislauf.“

„Ein prächtiges Geständnis. Dank für Ihre Offenherzigkeit, Herr Leutnant.“

„Würden Sie mir auch danken, gnädiges Fräulein, wenn ich mein Geständnis erweiterte, um Ihnen zu sagen, womit sich meine Gedanken beschäftigen?“

„Kriegswissenschaft, das nächste Vancement, der königliche Dienst, wie ich hoffe, und dergleichen mehr.“

(Fortgesetzt.)